

# Die Neue Welt

Nr. 31

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## — Nachtwanderung. —

Von Ernst Prerzang.

Bist du schon spät im Silberschein  
Des Mondes durch ein Feld gegangen,  
Wenn übervoll am schwanken Salm  
Die reifen, gold'nen Aehren hängen?  
Wenn leichtbewegt die weite Flur  
Wogt wie ein Wasser ohne Ende  
Und lau der Athem der Natur  
Dir küßt das Antlitz und die Hände?

Es ist so still. Wie leise rauscht's  
Und flüstert's in des Hornes Wellen!  
Das Leben schläft. Nur aus dem Dorf  
Erlönt gedämpft der Hunde Wellen.  
Sonst überall ein großer Traum . . .  
Vor mir die Mühle auf dem Hügel  
Ragt schwarz empor im weiten Raum,  
Und leise klappern ihre Flügel.

Wie hell die Nacht! Wie rein und klar!  
Frei dringt das Auge in die Ferne.  
Mir wird so leicht und wunderbar —:  
Der Mond, das Feld und all' die Sterne!  
Wie spiegelt sich im schmalen Bach  
Bewegt ein Himmelsstreifen wider —  
Mir ist, als würden junge Lieder  
In meiner hellen Seele wach.

Ich werfe meinen Hut in's Gras  
Und lehne mich an eine Weide;  
Verstummt ist all' mein Groll und Haß,  
Verklungen ist das Lied vom Leide.  
Was mich gequält am Tage wild,  
Was jede Stunde mir verbittert,  
Schweigt friedlich vor dem Sternenbild,  
Das schmeichelnd auf dem Wasser zittert.

Sein Lauf geht nieder in das Thal  
Und nimmt im breiten Fluß ein Ende,  
Der wie ein blankes Silberband  
Sich schlingt durch hohe, schwarze Wände.  
Ihr dunkler Schatten färbt die Fluth —  
Von breitem Fundament getragen  
Der Werkstatt steile Schloten ragen,  
Die finster wie ein Raubthier ruht . . .

Der Nachtwind spielt mit meinem Haar  
Und flüstert leis mir in die Ohren  
Vom Glück, das nun die Welt gebär —  
Wie sah ich still und traumverloren! . . .  
Ich sah wohl bis zum Lerchenschlag,  
Befreit von allen, allen Sorgen,  
Am Weidenbaum, am Sternenbach  
Bis in den rothen, gold'nen Morgen.

Die Sense klirrte schon im Feld,  
Da bin ich langsam heimgegangen  
Am Bache niederwärts in's Thal —  
Und mich beschlich geheimes Bangen.  
Ein Ackerknecht fuhr still daher  
Gekrümmt und matt mit Schlafgeberden,  
Bergauf mit seinen müden Pferden —  
Ich hörte keine Lerche mehr.

Ich sah, wie finster aus den Schloten  
Der Qualm schwarz in die Sonne stieg,  
Und dann — ein Pfiff! — die Flammen lohten  
Und dröhnend stampfte die Fabrik.  
Die Räder geh'n, der Hammer krachte —  
Das war des Tages wilder Schrei!  
Die Nacht, die stille Nacht vorbei —  
Und all' mein Born und Groll erwachte . .





## Jakob.

(Fortsetzung.)

Roman von Alexander V. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Gustav Krüger brachte nur ein Grinsen des Schreckens heraus und stierte den Anderen an. Das Licht aus dem Spielzimmer fiel voll auf Törres. Das war nicht das Gesicht eines Betrunknen; aber es lag eine solche angespannte Festigkeit in ihm, ein solch fürchterlicher Ausdruck von unerbittlichem Willen, daß der arme Mann sich nur losriß und davonschickte; er stürzte aus dem Comptoir und rief: „Julie! Wo ist Julie?“ zum großen Erstaunen für die umnebelten Kartenspieler.

Schon im nächsten Zimmer traf er seine Tochter mit Frau Steiner und Mehreren im Gefolge.

„Da ist Vater! Wir sind eine Deputation; Du sollst Kotillon tanzen! Aber Vater! Ist etwas vorgefallen?“

Er konnte nicht antworten, sondern ergriff sie am Handgelenk und zog sie mit sich fort. Da stand Törres Wall mitten in der offenen Comptoirthür. Sein blonder Kopf und das Gesicht, das jetzt blässer war, und das große, weiße Oberhemd stachen scharf ab gegen das dunkle Zimmer hinter ihm; aller Augen richteten sich auf ihn, während Krüger athemlos sagte: „Antworte, Julie! Ist es wahr, daß Du verlobt bist mit diesem —“

„Nein, aber Vater!“ rief Julie glühend roth.

„Ja oder nein?“ Er war ganz außer sich.

„Nein, nein! Das muß ein Mißverständnis sein. Warum thatest Du das, Vater!“ Julie warf sich auf ihn und brach in Weinen aus.

In der Stille des Augenblickes, welche folgte, hörte man einen ganz leisen Schrei von Frau Steiner, und sie trat unwillkürlich einen Schritt hinter einen von den Herren; sie hatte nämlich gesehen, wie Törres Wall's Hände sich ballten und ein Zucken durch seinen Leib fuhr. Aber die Anderen sahen nur, daß er plötzlich davon stürzte, leichenblaß im Gesicht, hinaus durch die Zimmer — Alle wichen zur Seite — hinaus — weg — aus dem Hause — in weniger als einer Minute war er verschwunden.

Krüger nahm Julie mit sich in das dunkle Comptoir und schloß die Thür, während der Sclandal sich über das ganze Haus verbreitete, wie ein durchdringender Geruch, den Alle in wenigen Athemzügen einogen.

Herr Jessen wachte aus seinen Träumen über das Talent auf und sammelte eine Masse Bosheit und Gelächter über seinen gefallenen Feind. Die Lieutenanten kamen im Triumphe herzu, und es zeigte sich, daß die Männer sich über diesen Bauernkavalier geärgert hatten, während die Damen meist an Julie dachten, welche die verdiente Strafe erhalten hätte für ihr offenes Kotettiren mit solchem Klog, der nichts verstand.

Und als es erst überstanden war und die Musik ungestört wieder aufspielte, begann der Kotillon mit einer Lustigkeit, wie wenn ein ländliches Fest neues Leben erhält in der gereinigten Luft nach einem fürchterlichen Gewitterregen.

Gustav Krüger zeigte sich bald wieder unter den Gästen. Obgleich er in Wirklichkeit sich ebenso ärgerte wie schämte über die Ungeschicklichkeit, mit welcher er selbst den verdammten Auftritt herbeigeführt hatte, war er doch zu sehr Wirth und Weltmann, um den Abend aufzugeben und seine Pflicht zu versäumen.

Die alten Herren spielten wieder im Rauch und Dampf ihre Partien; die Jugend im Saale amüßte sich, als ob nichts vorgefallen wäre, und Krüger ließ unwerdrossen die Bewirthung fortsetzen, glanzvoll bis in's Kleinste. Bei Allem konnte man sich nicht verhehlen, daß das Fest einen Knag bekommen, der sich nicht verwunden ließ.

Julie lag auf ihrem Bett und weinte; Frau Steiner verschwand ohne Gutnacht; eine und die andere ältere Dame zog eine widerstrebende Tochter mit fort; die Stimmung ermattete, und der Ball endete von selbst, früher als man gewohnt war.

Als Bankpräsident Christensen auf den Platz vor Brandt heraustrat, drehte er sich um und betrachtete die erhellten Fenster, während er nachdenk-

lich seine große Nase rieb. Schon lange schien es ihm, es hätte etwas merkwürdig aus Krüger's Geschäft gerochen; dazu dieser große, verschwenderische Ball, welcher mit der Veleidigung einer von den jungen Kräften der Stadt geendet hatte! — das kleine Fräulein Julie würde vielleicht noch bitter zu schweigen haben für diesen Abend.

Zwischen lag Törres Wall längst in seinem Bett und stierte mit offenen Augen in das Dunkel hinaus.

Der eine Augenblick wilder Raserei, als es vor seinen Ohren sauste, und der Gedanke sein Hirn durchfuhr, das Zimmer zu demoliren und Alles kurz und klein zu schlagen, das war ein Funke, welcher im Dunkel erlosch; darnach erinnerte er sich an nichts; er ahnte nicht, wie er aus dem Hause und heim in's Bett gekommen war.

Aber wie er da zusammengetrümmt unter der Decke lag und stierte, da stellte sich ihm Alles vor seinen Augen dar, und er sah es zu seinem Schrecken ein, das Furchtbare und Geheimmüßvolle, das mit ihm vorgegangen war. Er war die ganze Zeit ein Anderer gewesen, er war neben sich hingewandelt — neben dem richtigen Törres Wall — wie ein Narr — wie ein Narr für die ganze Stadt.

Er prüfte sich selbst, ob er betrunken wäre. Aber nichts drehte sich um ihn; Alles war ganz klar; nie war er klarer gewesen. Es war etwas viel Schlimmeres; er war toll. Er behte im Bett und lauschte athemlos, ob man ihm nicht nachkam; er war gewiß von Verstand gekommen.

Wie war es sonst möglich, daß er, der so klug war, einen ganzen Abend unter Menschen herumgehen konnte, welche ihn offenbar zum Narren hatten? Sie hatten ihn ja nicht zugelächelt, sondern sie hatten ihn geradezu in's Gesicht gelacht — Alle zusammen! die Herren, welche ihn stehen und über Bankgeschichten schwätzen ließen! und die Damen! — er preßte seinen Kopf hinunter in's Kissen und fühlte, daß er sich nie wieder vor Leuten zeigen dürfte.

Er war und blieb der Bauerntölpel, der nicht den Mund aufmachen konnte, ohne Dummheiten oder Grobheiten zu sagen; Wort für Wort kam Alles wieder, was er auf dem Ball gesagt hatte, eines nach dem anderen, bis er sich selbst — mochte er wollen oder nicht — bis er sich selbst wie einen kleinen Wechselbalg in der Comptoirthür vor dem feinen Gustav Krüger stehen sah und sagen, daß er verlobt wäre — er ächzte und wollte nichts hören; aber es kam wieder und wieder; beständig wurde er in das halbdunkle Comptoir geführt, aus welchem er wie ein toller Hund hinausgejagt worden war.

Er hatte dummer Weise auf sein kleines bisschen Geld gezählt und die trennende Kluft vergessen; jetzt lag er am Boden und konnte nie wieder aufkommen. Niemals würde er in die Welt übertreten, wo es hell und fein war, wo Keiner grob und dumm war, wo man vergnügt sein durfte, wo endlich sich Weiber fanden, werth, sie zu besitzen.

Schon Fräulein Thorsten war zu feines Spielzeug für ihn, nein, Bertha, die dicke Bertha war gerade passend für solchen Klog wie ihn. Niemals käme er in die Höhe; wäre er nicht selbst gefallen, so würde der Bankpräsident ihn schnell zermalmt haben; er hatte nur Feinde.

So sank und sank er tiefer in sich selbst zurück, in das, was er war, der vorsichtige, mißtrauische Bauernjunge, der wohl verstehen würde, sich heranzuarbeiten, der sich aber nie einfallen lassen durfte, oben in der freien Luft zu wandeln.

Und plötzlich hatte er das alte Bild aus seiner Kindheit vor sich stehen, von Jakob, welcher die Leiter herunterfiel und sich die Hüfte verrenkte.

Ja, er war in Wahrheit auch gefallen; aber weit schlimmer. Und oben in der freien Luft hatte er gehen wollen — ebenso toll wie Jakob, ja, noch toller.

Aber diese Ähnlichkeit brachte doch mehr Ruhe in seine Gedanken; sie führte ihn aus Träumen

und thörichten Einbildungen auf die sichere Grundlage nüchternere Berechnungen, welche nicht fehlschlagen können.

Sein Fall war natürlich; kein Mensch, nicht einmal der große Patriarch konnte in der freien Luft wandeln. Dann war dieser Tag wie Jakob's Traum eine Warnung und ein Zeichen, das bei aller Schmerzlichkeit Gutes für die Zukunft verheißte konnte.

Damit schlief er endlich ein. —

### XII.

Die Jahre, in welchen sich Törres Wall in der Stadt heraufarbeitete, waren durch die allgemeine Schlassheit ausgezeichnet, welche sich über das Land hinstreckte. Wie eine schwere, schlechte Luft athmeten Massen von Menschen noch die alten Gedanken ein, während die neuen noch gebunden oder verlegt in Verheimlichung und Heuchelei dalagen.

Lange hatte die Geisteslichter nicht mehr solche Macht besessen; überall war die Geisteslichter dabei — nicht nur wie früher in Schule und Haus, sondern überall im öffentlichen Leben; mitten in der Politik hatte jede Partei ihren Geisteslichen, und die Scheinheiligkeit durchdrang das ganze Leben, erhob das Niedrige und verkrüppelte das Gesunde.

Die Wissenschaft kroch feig mit zurückhaltenden Notizen weiter; alles höhere geistige Leben wurde verdächtigt; Literatur und Kunst wurden verhöhnt, denn sie waren neu, und Alles wurde für das Volk zurechtgelegt.

Darum wurde die Lebenslust, wo sie ausbrach, zu Rohheit und Trunksucht; während das Volksthümliche in Leben und Denkweise vermoderte. Denn wenn die erhabenste Arbeit des Geistes und des Gedankens kein schätzbare Senftorn war, im Vergleich zu dem platten „Bekennniß“, so war kein Grund, sich zu geniren, und die Niedrigsten und wenigst Gebildeten gaben den Ton an für das ganze Land.

Es war die alte sogenannte Intelligenz, welche das herbeigeführt hatte. Durch Kanzel und Presse hatte sie einen solchen Hohn gegen moderne Kultur und modernes Geistesleben verbreitet, daß sie verständnißvoll mit dem ganz gemeinen Knechtsinn von unten zusammentraf. Und allgemein blieb nur die offizielle Religion, bei welcher Alle mitmachen mußten, wenn sie nicht ganz abseits bleiben wollten.

So war die Gesellschaft den niedrigsten Kräften geöffnet. Alle geistigen Werthe, außer dem „Bekennniß“, waren gleich Null gesetzt, so daß nichts Anderes übrig blieb als das Geld. Und in dieser Richtung: „Geld in der Tasche und Bekennniß auf der Zunge“ ging das Steuer von oben und der Strom von unten.

Nachdem Brandt's großer Weihnachtsball mit zugehörigem Sclandal als Gegenstand für unzählige Wendungen und Ansichten erschöpft war, konzentrierte sich das Urtheil der öffentlichen Meinung in einer Form, welche man anfangs nicht geahnt haben würde.

Alle Die, welche sich gegen diesen Ladenaungen ereifert hatten, welche Fräulein Krüger bedauert hatten, daß „sie so etwas ausgefegt wäre“, und welche Gustav Krüger nicht genug wegen seines entschlossenen Auftretens hatten rühmen können — alle diese Stimmen erstarben. Und drei Monate später stand es fest, daß es ganz lächerlich wäre, wenn diese Krügers sich für so etwas Hofes halten wollten. Was sollte da im Wege sein, daß die Tochter eines Ladenbesizers sich mit einem Ladengehilfen verheirathete? Es wäre vielleicht viel besser gewesen, wenn der alte Brandt seinerzeit für seine Tochter einen jungen Mann von der Branche ausgesucht hätte und nicht diesen Krüger, dessen sogenannte Bildung doch schließlich in nichts Anderem bestehen konnte als darin, daß er Freidenker war und etwas darauf gab, in Saus und Braus zu leben.

Der junge Wall war ein treuherziges Kind aus dem Volke, das von dem feinen Manne ganz schänd-



lich behandelt war. Der Tag könnte kommen — so etwas war schon dagewesen — an dem sich Fräulein Krüger um solch einen Freier in die Finger beißen würde.

Bankpräsident Christensen rieb seine Nase — wie man einen guten Jagdhund streichelt, und schlug auf der Generalversammlung vor, Herrn T. Wall in den Aufsichtsrath zu wählen. Er ging fast einstimmig durch.

Diese Wahl kam über Törres als die größte Ueberraschung. Seit dem Falle hatte er kaum einem Menschen in die Augen gesehen. Er war sofort aus Frau Knudsen's Haus ausgezogen in eine andere Wohnung in der Nähe. Aber den ganzen Tag arbeitete er in ihrem Geschäfte rastloser denn je. Nur am Ladentische zu verkaufen vermied er nach Möglichkeit; besonders war er damenschön.

Simon Barthoug mußte sich wieder bei seinem Freunde und Mitchristen Salvor Nöibevaag beklagen, daß es keinen Frieden in der Herberge gäbe. Denn der junge Wall erfüllte alle Räume mit solchen Massen von diesen weltlichen Dingen, die unablässig hineinkamen und wieder hinausführten, daß die Leute toll im Kopfe werden konnten.

Inzwischen fühlte Törres selbst, wie er nach und nach wieder in die Form zurückschmolz, aus welcher er sich in Hochmuth und Einbildung erhoben hatte. Das peinliche Gefühl, aus zwei Personen zu bestehen, verzog sich, und er fühlte wieder das alte angeborene und eingewurzelte Vertrauen zum Gelde — das war doch einmal Alles. Aber man mußte viel davon haben; viel mehr, als er hatte, gehörte noch dazu, ehe von einem Ueberschreiten der Klust die Rede sein konnte.

Aber nach dem großen Fall legte er seinen Weg anders zurecht. Es mußte darnach ebenso vorwärts gehen, ja noch schneller als vorher, aber im Dunkeln. Wohl glaubte er nicht mehr, daß er je Platz finden würde zwischen den Heiteren und Sicherem wie Einer, der von Hause aus dazu gehörte; aber so hoch konnte er wohl steigen, daß es ein Ende nahm mit dem Tanzen für den Einen, wie für den Anderen. Und dann würde Törres Wall selbst seinen eigenen Ball eröffnen; ob wohl da Jemand wagen würde, zu lachen?

Aber dazu gehörte viel Geld, und Törres sammelte und scharrte früh und spät. Zu Hause in seiner neuen Wohnung empfing er in der Mittagspause oder spät am Abend Geldsucher und Vermittler. Der Sonntag war jedoch sein bester Geschäftstag. Seine Stube wurde förmlich ein Comptoir. Er verstieg sich dazu, einen feuerfesten Schrank zu kaufen und fing an, Aktien und kleine Schiffsantheile zu erwerben. Es war nach und nach bekannt geworden, daß Törres Wall Geld hatte; es war unbegreiflich, aber es war ziemlich sicher.

Und Frau Knudsen hatte sich über nichts zu beklagen. Die gleichmäßige, methodische Art, auf welche Törres immer seinen Antheil einzog, machte sich nicht bemerklich. Dagegen gab der erhöhte Umsatz, den man seiner Tüchtigkeit verdankte, mehr Leben und größere Einnahmen. Jetzt führte er auch die Bücher selbst, und kein Auge konnte entdecken, was er verhehlen wollte.

„Aber sollten wir jetzt nicht versuchen,“ fragte Frau Knudsen eines Tages, „uns zu helfen ohne alle diese Wechsel?“

„Das sind Verrechnungswechsel, Frau Knudsen!“ antwortete Törres in dem Banktone, den er sich angeeignet hatte, wenn er ihr bedeuten wollte, daß sie nichts davon verstünde. Und sie empfing wieder den Eindruck, daß sie nie in die intimsten Geschäfte der Männer eindringen werde.

„Sie wissen, Wechsel sind mein Schrecken,“ sagte sie.

„Wir könnten unsere Endossaments für G. Krüger einschränken,“ antwortete Törres.

„Nein, das wissen Sie, ist eine alte Verpflichtung, das bin ich ihm schuldig; es ist ja überdies gegenseitige Hilfe.“

„Ja,“ antwortete Törres; „aber es könnte ja dazu kommen, daß wir ihn nicht länger nöthig haben.“

„Wir zeichnen für G. Krüger wie bisher,“ sagte Frau Knudsen etwas heftig.

„Wie Sie wollen, Frau Knudsen.“

Sie war nicht bei dem Weihnachtsball gewesen, weil sie ungern in große Gesellschaften ging. Aber als ihr Tags darauf der Skandal noch ganz warm überbracht wurde, da nahm sie sofort für Törres Partei. Sie kannte ihn als einen flinken Burschen, aus dem in unglaublich kurzer Zeit ein tüchtiger Kaufmann geworden war. Aber sie konnte wohl verstehen, daß er zwischen zwei so durchtriebenen Damen wie Frau Steiner und Fräulein Krüger zu kurz kommen mußte.

Darum nahm sie ihn ganz ruhig in Schutz, als Krüger am Tage darauf kam, um über diesen Satans-Banernjungen sein Herz anzuschütten. Und sie schieden auffallend kühl, während er fühlte, wie dieser Mensch sich zwischen ihn und seine gute Freundin drängte.

Zu Törres sagte sie kein Wort und that, als ob sie garnichts wüßte.

So war er wieder Kaufmann geworden, durch und durch, und ohne jeden anderen Gedanken.

Wenn es nicht zu ungehen war, bediente er die Damen am Ladentisch aufmerksam, aber mit ausweichenden Augen — nicht demüthig, aber lauernd. Nie lachte er mehr mit seinem lächerlichen Tji-Tji-Tji; aber es kam vor, meist wenn er allein war, daß er in ein kurzes, hartes Lachen — ha ha! — ausbrach, dann auf einmal inne hielt und sich in der Stube umsah.

Er hatte Freundinnen und Freunde verlassen und lebte wirklich ganz einsam, obgleich er sich von Morgen bis Abend unter einer Menge Menschen bewegte und außerdem seinen Kreis erweiterte, je mehr sein Geldgeschäft zunahm.

Aber er wußte sich die ganze Zeit hinter seinem Rücken verachtet und verachtet und übte sich mit Willen darin, wieder zu verachten, sich die geheimnißvolle Macht zu sammeln und zusammen zu scharren, um eines Tages zum Schreden für seine Feinde aufzustehen.

Darum war er so überrascht, fast erschrocken, als er eines Abends in der Zeitung las, daß er am gleichen Tage in den Aufsichtsrath von Christensen's Bank gewählt war. Er hatte sich nicht in die Generalversammlung gewagt, wo so viele Augen waren; er stierte auf diese Wahl und dachte, daß es ein Hohn von der Zeitung wäre.

Zugleich wurde an die äußere Thür geklopft. In der Meinung, daß es ein schüchternes Kreditfischer wäre, ließ sich Törres viel Zeit, ehe er aufschließen ging.

„Guten Abend, Herr Wall! Entschuldigen Sie diesen Abendbesuch; aber man hat mir gesagt, Sie wären am besten um diese Zeit zu treffen,“ so begann der Mann, welcher eintrat. Und Törres erkannte sofort den neuen Geistlichen wieder, welcher ihm auf dem Walle vorgeföhrt worden war.

Das machte ihn im höchsten Grade verwirrt, indem es ihn an jenen Abend und an die erste Begegnung mit dem Geistlichen erinnerte, als es gerade am schlimmsten mit seinem Hochmuth und seiner Lächerlichkeit stand. Und wie es seine Art war, wenn er sich am gedrücktesten fühlte, polterte er heraus und fragte barsch:

„Was wollen Sie von mir?“

„Ich wollte Sie willkommen heißen,“ antwortete der Geistliche, und ging ruhig voraus in das erleuchtete Zimmer; „willkommen in der Gemeinde, in meiner Gemeinde.“

Törres hatte nie daran gedacht, daß er durch seinen Auszug von Frau Knudsen die Straße überschritten hätte, welche die Kirchspiele der Stadt trennte. Er dankte darum in einem gleichgültigen Tone, überzeugt, wie er war, daß der Besuch einen ganz anderen Zweck hätte.

„Ich habe,“ fuhr der Geistliche fort und nahm Platz, „nicht den Brauch, mich aufzudrängen; das ist nicht meine Gewohnheit, aber um auszudrücken, daß ich jedem Einzelnen in der Gemeinde zu Diensten stehe, der mich nöthig hat.“

Törres kam wieder mit etwas wie Dank und lauerte auf das, was kommen würde.

„Aber Sie hatte ich eine ganz besondere Lust zu besuchen,“ fuhr der Geistliche mit einem ermunternden Lächeln fort, „da wir Beide ja Danern-

föhne sind, aus benachbarten Kirchspielen — fast Verwandte, wenn wir uns unter den Stadtleuten bewegen —“

Törres antwortete nur „ja“ oder „ja, das wäre wohl so, ja,“ und hielt wieder inne, um zu lauern. Dabei wurde das Gespräch schleppend und gleichgültig, wie zwischen Banern, die einander sondiren, und der Geistliche erhob sich bald etwas enttäuscht:

„Ja, dann will ich Ihnen Gutenacht sagen, lieber Herr Wall! Ich würde mich freuen, wenn unsere Wege sich öfter trafen, wir wohnen so nahe bei einander; Sie wissen, ich wohne —“

Ja, Törres wußte, wo der Geistliche wohnte, und damit trennten sie sich; aber Törres sah noch eine lange Weile und grübelte, was hinter diesem Besuche stecken könnte.

Er war so mißtrauisch geworden und so kampferieut in seinem Mißtrauen, daß er fast Angst um sich verbreitete. Niemand versuchte ihn auszulachen; aber die Meisten fingen an, ohne daß Törres selbst dem traute, ihn mit erhöhter Achtung und Mißsicht zu behandeln.

(Fortsetzung folgt.)



## Vom Schnapsteufel und was damit zusammenhängt.

Von Albert Sædekum.

Wenn man nur einmal die Spalten einer Tageszeitung durchfliegt, gleich hat man die Spuren des Schnapsteufels gefunden. Da liest man eine Menge von Notizen; hier heißt es, zu mitternächtlicher Stunde hätten junge Leute im Rausche ruhestörenden Lärm verursacht; dort schreibt man, eine Frau habe in sinnloser Trunkenheit ihre Kinder mißhandelt und die erbärmliche Einrichtung ihrer kahlen Wohnung in tausend Stücke geschlagen; oder man meldet gar — und es kommt nicht so selten vor — zwei gute Freunde hätten sich beim schäumenden Glase erzürnt, der Eine hätte in toller Wuth zum Messer gegriffen und ein blühendes Leben vernichtet. Wie gesagt, solcher Notizen findet man ohne vieles Suchen eine erkleckliche Anzahl; und ein echter und rechter bürgerlicher Zeitungsschreiber wird nie verfehlen, ihnen ein gar erbauliches Schwänzchen anzuhängen, wird neben vom Werte des Schnapsteufels, von der Pflicht, den Lockungen des verderblichen Getränkes zu widerstehen und was so dergleichen mehr ist. So etwas thut nicht weh und gewährt eine passende Grundlage für den draufolgenden Fröhlichoppen.

Aber wer dem unheimlichen Schnapsteufel ein wenig ernstlicher auf den Leib rücken möchte, der merkt doch gleich: mit solchen allgemeinen Nebenarten von Pflicht, Moral, Gewissen, Ehre usw. kann man das Ungeheim nicht bändigen. Es kommt überhaupt viel mehr darauf an, es erst einmal kennen zu lernen, als gleich von vornherein wüthend darauf zu schimpfen. Und wenn die Moralfakten an allen Ecken und Enden mit ihrem schnellfertigen Urtheile kommen und laut in die Welt hinausschreien, das ganze Unglück des Volkes verschulde der Schnapsteufel, so wird der vorsichtige Mann sich doch erst noch einmal fragen, ob denn in dieser Anlage nicht vielleicht ein ganz kleiner, aber sehr wichtiger Buchstabe unrichtig sei, ob es nämlich nicht vielleicht richtiger heißen müsse: das ganze Unglück des Volkes verschulde den Schnapsteufel. Können und wollen wir das behaupten? Ach, ich schlage vor, wir behaupten zunächst garnichts, sondern schauen den Thatfachen erst einmal kühl und — was bei diesem Gegenstande ja gewiß vor allen Dingen wünschenswerth ist — nüchtern in's Auge. Nachher wollen wir gewiß auch nicht feige mit unserem Urtheile zurückhalten, sondern frei und offen unsere Meinung sagen!

Also, wie war es doch vorhin mit dem kleinen Buchstaben? Es giebt eine Menge Leute, die behaupten, das Unglück des Volkes (und darunter verstehen sie ausschließlich die arbeitenden Klassen) rühre vom allzu reichlichen Schnaps- oder überhaupt Alkoholgenuß her. Wir haben dieser kategorischen Behauptung



tung zunächst erst einmal in aller Bescheidenheit die kritische Frage gegenübergestellt, ob sich denn doch nicht vielleicht die Sache umgekehrt verhalte und der allerdings erhebliche Alkoholgenuß nicht etwa eine Folge der schlechten Lebensumstände sei, unter denen der größte Theil unserer Mitmenschen zu leben gezwungen ist. Damit hätten wir einen festen Ausgangspunkt für unsere Untersuchung geschaffen und können nunmehr mitten in die Thatsachen hineintragen.

Da taucht denn aber gleich wieder bei uns gewissenhaften Unternehmern dieser Forschungsreise eine Frage auf, die wir erledigen müssen; sie heißt: ist denn die Geschichte überhaupt so wichtig? Wird denn so viel getrunken und zeitigt das Trinken solche Folgen, daß der Sozialpolitiker sich ernsthaft mit der Sache beschäftigen muß? O ja, lautet darauf die Antwort, es werden jährlich von unserem Volke ganz ungeheure Summen für alkoholische Getränke ausgegeben, gerade die allerarbeiterfeindlichste Sippe, die ostbaltischen „nothleidenden Obedsten und Besten“ stützen z. B., wenigstens zum Theil, geradezu ihre Existenz auf die 40 Millionen Mark Liebesgabe, die die ärmeren Schichten der Bevölkerung ihnen in die gräßlichen und freiherrlichen, auf jeden Fall aber unergündlichen Taschen hineinzusteuern gezwungen werden. Also die Sache ist wirklich wichtig und für den praktischen Politiker nicht minder interessant, als für den Gelehrten und Volksfreund, der sich mit ihr in seinem stillen Studierzimmer befaßt.

Trinken und trinken ist ein Unterschied, sagt der Volksmund, der hier, wie so oft, eine echte Wahrheit ausspricht. Es ist ganz etwas Anderes, ob Jemand in einem feinen Salon ein Gläschen Champagnerwein langsam in seiner Kehle verperlen läßt, oder ob einer in dem Tabakqualme einer muffigen Destille den schlechtesten Fusel viertelliterweise durch die Gurgel jagt; es ist ganz etwas Anderes, ob einem nach jederem Male der Spitzel voll Benedictinerliqueur den Geschmack verbessern und die Verdauung erleichtern soll, oder ob ein ausgemergelter Walbarbeiter seinem frierenden Körper beim feuchtkalten Herbstnebel ein wenig Wärme durch einen Schluck Branntwein zuführen sucht. Man kann die Möglichkeiten garnicht alle erschöpfen, die immer wieder auf's Neue darauf hinauslaufen: trinken und trinken ist ein Unterschied. Aber so verschiedenartig das Trinken im Einzelnen auch sein mag, jede seiner Formen kann zum Mißbrauch führen, d. h. zur Trunksucht ausarten. Trunksucht nennen wir den höchsten Grad der Unmäßigkeit im Trinken, und sie wird dadurch charakterisiert, daß dem betreffenden Trinker die Einverleibung beträchtlicher Mengen möglichst starker alkoholischer Getränke meist bis zur vollständigen Berausung zu einem unabwiesbaren Bedürfnis wird. Solche Leute nennt man schlechtweg Trinker. Nun dürfen wir es natürlich nicht bequemer Weise bei dieser einfachen Feststellung der Thatsache beruhen lassen, sondern als Freunde des immer weiter vorwärtstreibenden, quälenden aber doch schließlich auch einzig den unruhigen Geist beruhigenden Warum und Weil müssen wir viel mehr nach den Ursachen forschen, die den Umschlag des Alkoholgenußes in den Alkoholmißbrauch bewirken.

Gehen wir dabei nur recht hübsch methodisch vor und schauen erst einmal nach, warum denn überhaupt die Menschen Alkohol zu sich nehmen. Wir erinnern uns, daß wir es da mit einer sehr alten und sehr verbreiteten Sitte zu thun haben. So weit wir in der Geschichte zurückblicken, so weit begegnen wir dem Alkoholgenuß. Auch wir können, wie das bei solchen geschichtlichen Rückblicken in der Regel geschieht, mit dem ebenso würdig wie gelehrt anschauenden Sage beginnen: „Schon die alten Ägypter usw.“ Die alten Ägypter, diese Tausendfasser der Weltgeschichte, die uns fast alle Kulturerrungenschaften in irgend einer, wenn auch primitiven Form vorweg genommen haben, tranken eine Art von Bier; aus dem alten Testament wissen wir zur Genüge, wie hoch die Israeliten den Wein zu schätzen wußten; auch die Griechen und Römer haben dem Alkohol zugesprochen, und mit Recht durfte Lessing deshalb in einem kleinen Trinkliedchen behaupten: „Trinken sang Anacreon, trinken sang Horaz!“ Die ganze antike Welt kannte

den Alkoholgenuß; aber die Alten tranken nur bei den Mahlzeiten und im „Gelage“, d. h. bei gefelligen Zusammenkünften; unbekannt war ihnen dagegen die Verbindung des politischen Lebens mit dem Spirituosengetränk und das Trinken bei der Arbeit oder in Arbeitspausen. Wir modernen Menschen fühlen uns nun zwar völlig frei vor jedem übertriebenen Respekt vor dem Altgewordenen, wir glauben längst nicht mehr, daß irgend etwas deshalb besonders gut oder besonders verehrungswürdig sei, weil es schon lange geschieht und den Gripspan der Geschichte trägt, aber wir müssen uns doch sagen, daß eine Sitte, die sich von den Anfängen der uns bekannten Menschheitsgeschichte ab durch alle die vielen Jahrhunderte hindurch, trotz der vielen grundstürzenden Veränderungen im Leben der Einzelnen, der Völker und der Menschheit, erhalten hat, sehr starke Wurzeln geschlagen haben muß. Völker sind gekommen und verschwunden, Staaten haben geblüht und sind verwelkt, hunderte von Geschlechtern sind einander gefolgt: aber die Sitte des Alkoholgenußes ist geblieben.

Hier die Ursachen, die sich in physische und psychische scheidet lassen: Der Alkohol wirkt zunächst stark ein auf die sogenannten Zirkulationsorgane, d. h. auf diejenigen Organe unseres Körpers, die mit dem Blutkreislauf zu schaffen haben. Die nach dem Genuß von Alkohol eintretende Beschleunigung des Blutkreislaufes, die sich äußerlich in der Röthung des Gesichts und der Vermehrung des Pulschlags zeigt, verursacht das Gefühl gesteigerter Erwärmung. Das Gefühl der Erwärmung, wie wir vorwegnehmend gleich hier bemerken wollen, denn der Vorgang ist durchaus subjektiver Art; die Physiologie lehrt uns, daß gerade durch den beschleunigten Blutumlauf objektiv eine Abkühlung eingeleitet wird. Aber wichtiger noch als die Möglichkeit, sich durch den Genuß von Alkohol das Gefühl gesteigerter Erwärmung zu verschaffen, ist seine Einwirkung auf unsere seelischen Zustände. Und damit verhält es sich folgendermaßen: Jedes Wesen strebt nach Lustempfindungen und sucht Lust, Leid zu vermeiden oder zu bannen. Während nun der Mensch, zumal auf einer höheren Stufe der Kultur, seiner Sehnsucht nach Lustempfindungen durch die Wahrnehmungen, die der Außenwelt entstammen und durch Vermittlung der Sinnesorgane dem Bewußtsein übermittelt werden, Genüge thun kann, besitzt er doch dazu auch bequemere Mittel. „Er vermag,“ so sagt Alfred Grotzahn, ein erfolgreicher Forscher auf dem Gebiete des Alkoholismus, „bei Anwendung narkotischer Stoffe allein durch direkte Reizung der Großhirnrinde mittelst einer chemischen Substanz sich Lustgefühle zu verschaffen, die unabhängig von den aus der Außenwelt stammenden Wahrnehmungen und von der Beschaffenheit der Sinnesorgane sind.“ Mit anderen Worten: Durch wenige Schlucke eines alkoholischen Getränks vermag sich der Mensch eine Summe von Lustgefühlen zu verschaffen und fast augenblicklich seine Stimmung zu verbessern. Hunger, Durst und Ermüdungsgefühl weichen dem Einfluß des Alkohols; geschäftliche Sorgen, das häusliche Glend treten im Geiste zurück; die Wände der ärmlichen Wohnung erscheinen nicht mehr so kahl und kalt, das ganze Leben nicht mehr so sinnlos und trostlos. Dieser „euphorischen“, d. h. glückfördernden Wirkung hat der Alkohol in erster Linie seine Verbreitung und Werthschätzung zu verdanken, und er wird so lange verbreitet und geschätzt sein und bleiben, so lange der größte Theil der Menschheit sich durch Augenblicke des Mäusches für lange Zeiten grauenhaften Glends zu entschädigen gezwungen ist.

Das ist ja der Rehrreim in allen Trinkliedern, die immer wiederkehrende Mahnung, den Becher als Sorgenbrecher, als Freundspende zu betrachten und zu verehren; das Goethe'sche „Ergo bibamus“, oder wie es verdeutschet heißt: „Drum laßt uns trinken!“ lehrt zu allen Zeiten wieder; der eine Dichter singt's einmal nach dieser Melodei, der andere nach jener, aber schließlich kommt es doch immer auf dasselbe hinaus, wie es ja denn auch bei Goethe zu lesen steht:

„Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort:  
Es paffet zum Ersten und paffet so fort,  
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,  
Ein herrliches Ergo bibamus!“

Nun wollen wir uns aber garnicht durch die volltönende Feier in unserer ersten Unternehmung stören lassen; Trinklieder weiß ja ohnehin ein Jeder genug auswendig; wenn's gerade keine von Goethe oder Mirza Schaffy sind, so sind es welche von irgend einem anderen Sänger, und wer auch noch so unbewandert auf diesem Gebiete sein sollte, der murmelt doch wohl manchmal vor sich hin: „Wer niemals einen Mäusch gehabt, das ist kein braver Mann“ — ein Satz, über dessen Werth wir uns jetzt nicht streiten wollen. Vorhin sagten wir schon: die euphorischen Eigenschaften des Alkohols, oder mit anderen Worten, die Thatsache, daß ein paar Schlucke alkoholischer Getränke dem Menschen die Welt rosiger erscheinen lassen können, erkläre zum großen Theil die weite Verbreitung des Trinkens. Aber sie erklärt sie nicht allein. Es kommen auch noch andere Umstände hinzu, die wir jetzt betrachten müssen. Der Alkohol ist nämlich nicht allein ein Genußmittel, sondern er ist auch ein Nährmittel und spielt als solches keine geringe Rolle in vielen Haushaltungen. Es ist bekannt, daß jedes Lebewesen, wenn es nicht zu Grunde gehen soll, beständig die durch den Stoffwechsel ausgeschiedenen Stoffe durch Nahrungsaufnahme wieder ersetzen muß. Die in der Nahrung aufgenommenen Stoffe dienen zum Aufbau der abgenutzten und zu Grunde gehenden Gewebezellen, und andermal zur Herbeischaffung neuer Spannkraft als Ersatz für die verausgabte lebendige Energie des Körpers. Diese letztere Sorte von Nährmitteln — man nennt sie die respiratorischen — müssen unter allen Umständen ausreichen, um die in unserem Klima so sehr schwankende Wärmeabgabe des Körpers und außerdem die Ausgabe der Muskelkraft zu decken, widrigenfalls der Körper zu Schaden kommt. Nun können wir zwar die nöthigen Stoffe unserem Leibe durch den Genuß von Brot, Kartoffeln, Zucker usw. (die Kohlehydrate genannt) zuführen, wir können auch Fett, Schmalz, Butter und Del hinzufügen — nur eine ganz kleine, aber wie man begreifen wird, nicht unwichtige Voraussetzung muß der Proletarier dabei machen: er muß diese schönen Dinge erst — haben! Es ist dieselbe Geschichte, wie mit den lederen Kochrezepten, die in den Kochbüchern stehen und nach denen auch die Frau des Arbeiters ganz famos würde kochen können, wenn sich das Alles so schön von selbst verstünde, wie es da aufgeschrieben ist: „Nimm vier Pfund schönes Rindfleisch, koch daraus eine starke Brühe, die mit drei Eiern abgerührt wird usw. usw.“ Woher nehmen und nicht stehlen, seufzt die geplagte Hausfrau, die mit zehn Mark oder noch weniger sechs, acht hungrige Mäuler eine ganze Woche lang stopfen soll. Weil sie die guten Sachen nicht kaufen kann, deshalb greift die Arbeiterfrau zu Ersatzmitteln; und weil mancher Proletarier seinem ausgemergelten und abtrapazirten Körper nicht genug respiratorische Nährmittel in den oben erwähnten Formen zuzuwenden vermag, deshalb greift er instinktiv zum Alkohol, zum Schnaps, der nämlich auch ein respiratorisches Nährmittel ist.

Es giebt ein Sprichwort, das heißt: „Eine gute, gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes“; das stimmt schon, nur muß das dumme Thier sich auch auf unseren Tisch verfügen, sonst ist es eben „zu dumm“. Nun braucht es schließlich ja nicht gerade immer ein knusperiger Gänsebraten zu sein, man hat auch noch andere schöne Dinge: aber bei allen ist Eines vornehmlich zu beachten, daß es nämlich nicht nur darauf ankommt, überhaupt dem Körper Nahrung zuzuführen, sondern daß auch das Wie dabei eine große Rolle spielt. Das Essen soll gleichzeitig einen Genuß darstellen. Der Magen soll nicht nur nothdürftig mit der nothwendigen Menge „Pams“ vollgefüllt werden, sondern Zunge und Gaumen, Nase und Auge sollen sich an den Speisen erfreuen — das ist das Richtige. Aber damit sieht es nun leider in einem Armenhaushalt verzweifelt schlecht aus. Denn wo Schmalhans Küchenmeister ist, da kann auch die beste Hausfrau ihre Kunst nicht zeigen. Ein guter Braten, ein saftiges Gemüse, weißes Brot thäte schon gut; aber was ist es meistens, was den Tisch des Proletariats „ziert“? Kartoffeln, Tüfften, Potacken oder wie man sonst dieses knoll'ge



... die  
... suchung  
... in jeder  
... Goethe  
... he von  
... ch noch  
... te, der  
... „Wer  
... braver  
... ir uns  
... schon:  
... , oder  
... n paar  
... en die  
... re zum  
... infens.  
... en auch  
... trachten  
... ein ein  
... rnmittel  
... vielen  
... Lebe-  
... ll, be-  
... iedenen  
... n muh-  
... dienen  
... ehenden  
... g neuer  
... endige  
... te von  
... hen —  
... am die  
... abgabe  
... Muskel-  
... Schaden  
... Stoffe  
... toffeln,  
... führen,  
... b Del  
... ie man  
... g muß  
... schönen  
... chichte,  
... u Koch-  
... an des  
... wenn  
... wie es  
... chönes  
... oie mit  
... Woher  
... Haus-  
... sechs,  
... stopfen  
... kann,  
... t; und  
... en mit  
... Nähr-  
... wenden  
... l, zum  
... Nähr-  
... e gute,  
... ; das  
... h auch  
... en „zu  
... gerade  
... man  
... i allen  
... tämlich  
... Körper  
... Wie  
... gleich-  
... I nicht  
... Sams“  
... nimen,  
... freuen  
... s nun  
... schlecht  
... st, da  
... zeigen.  
... weißes  
... ifiens,  
... offeln,  
... mollige



Zur Erntezeit. Nach dem Gemälde von H. Valtenberg.



Gewächs zu bezeichnen pfllegt! Dem Arbeiter brauchte man die schönen Reg In der Enthaltbarkeit nicht erst zu predigen, diese Mühe könnten sich die Geschorenen und Geschietelten wirklich ersparen; die Leute, die öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken, sollten nur erst mal an ihrem eigenen gesättigten Leibe verspüren, wie sich der „Segen der göttlichen Weltordnung“ in der Küche des Proletariats offenbart! Die Kartoffel, das Hauptnahrungsmittel unseres Volkes, enthält außer der Stärke so gut wie gar keine Nährstoffe; da sie nun noch dazu ungemein wasserreich ist, so gehören schon große Mengen dazu, um dem Körper die nötigen Kohlehydrate zuzuführen. Solche Mengen erschweren aber wieder die Verdauung ganz erheblich — kurz und gut: die „Lüsten“ sind auf die Dauer das langweiligste, abschreckendste und unangenehmste Gericht, das man sich nur denken kann. Wenn man sie regelmäßig in größeren Mengen als Hauptnahrungsmittel verzehren muß, so bedarf schließlich auch der Unverwundteste eines Reizmittels daneben. „Diese Reizmittel sind denn auch der Kartoffel bis in die letzte Hütte gefolgt: es sind der Kaffee und der Brantwein.“ Dieser Letztere hat aber, wie wir oben schon sahen, außerdem noch die Eigenschaft, ein Nährmittel zu sein. Was bewirkt er also? Er leistet dieselben Dienste wie die Kartoffel, schmeckt aber viel angenehmer, man braucht mit ihm den Magen nicht bis zum Platzen anzufüllen, er wirkt schneller und schließlich verschont er auch noch, wenigstens für Augenblicke, die graue Sorge.

Und da wundert man sich, wenn die Armen zum Schnaps greifen?!

Aber eine Erscheinung im sozialen Leben erklären, heißt natürlich noch nicht, sie billigen oder gar befördern. So vermögen wir den Brantweingenuß, sofern dadurch die Eigenschaften des Alkohols als Nährmittel ausgenützt werden sollen, keineswegs gut zu heißen. Zunächst einmal ist dazu der Brantwein viel zu theuer. Dann aber, und das ist noch wichtiger, verschleiert der regelmäßige Genuß von alkoholischen Getränken die sonst noch viel deutlicher als jetzt schon hervortretende chronische Unterernährung breiter Schichten unseres Volkes. Es ist und bleibt eine ganz unumstößliche furchtbare Thatsache, daß die moderne Lohnarbeiterschaft in unzähligen Fällen nicht satt zu essen hat. Sie sucht und findet Ersatz im Verzehr alkoholischer Getränke. Wenn an dieser grauenvollen Wahrheit alle Ueberredungskünste der Wasserapostel scheitern, so ist das doch wahrlich nicht verwunderlich. Gebt unserem Volke genügende, wohl-schmeckende und gut zubereitete Nahrung, dann werdet Ihr den Schnapssteufel sicherer bannen als mit allen Beschwörungen.

Aber gebt dem Volke nicht nur etwas zu beißen und zu brechen, sondern verschafft ihm auch menschenwürdige Arbeitsbedingungen. Heute begehrt ja Niemand mehr, wie zu Zeiten der üppigen Römerherrschaft, daß die Reichen dem „Pöbel“ Brot und Spiele gewähren, um sich so ein nichtstühendes Stimmvieh bei Kräften und bei guter Laune zu erhalten; nein, wir Alle wollen ja gerne arbeiten, wollen schaffensfroh die Hände regen — gebt uns nur immer Arbeit und gewährt sie uns unter menschenwürdigen Bedingungen. Ueber das, was jeder Arbeiter täglich so qualvoll am eigenen Leibe spürt: den Fluch der modernen Maschinenarbeit, brauchen wir ja hier in diesem Zusammenhange kein Wort zu verlieren. Genug wenn wir feststellen, daß das Bestreben des profitgierigen Kapitals dort, wo seine Neigungen nicht durch kräftige Gegenwirkungen in Schach gehalten werden, dahin geht, den Arbeiter möglichst lange an die Maschine zu fesseln. Die Fähigkeit des Arbeiters aber, möglichst lange in der Fabrik oder der Werkstatt auszuharren, fällt zusammen mit der Fähigkeit, dem Gefühl der Ermüdung zu trotzen. Was nun der Körper hierbei nicht von sich aus leisten kann, das muß dann der Schnaps, das Bier oder der Kaffee ersetzen. Geringe Gaben von Alkohol erhöhen nämlich vorübergehend die Leistungsfähigkeit, noch mehr aber vermögen sie die Ausdauer des ermüdeten Muskels zu steigern und das Ermüdungsgefühl hintanzuhalten. „Diese künstliche Verschiebung des Zeitpunktes, in dem das

Gefühl der Ermüdung gebieterisch nach Ruhe verlangt, ermöglicht eine Steigerung der Arbeitsleistungen über das physiologisch zulässige Maß, die für die Konstitution der betreffenden Individuen natürlich schließlich verhängnisvoll werden muß.“ Schon Viebig, der große Chemiker, verglich die unnatürliche Steigerung der Arbeitsfähigkeit mit einem Wechsel auf die Zukunft, der so lange prolongiert wird, bis der unvermeidliche Bankrott eines Tages hereinbricht. Die überlange Arbeitszeit, die schlechte Ventilation der Arbeitsräume, der Höllenlärm in manchen Fabriksälen, der Staub oder die Feuchtigkeit, die vielfach bei der Thätigkeit zu ertragen sind, die Unregelmäßigkeit der Temperatur — also die ganze Art der modernen Lohnarbeit ist für die Dauer nur zu ertragen, wenn der Arbeiter während seiner Beschäftigung oder in den Zwischenpausen sich an alkoholischen Getränken labt; beim Landarbeiter und zumal bei den in Hausindustrien Thätigen ist es dasselbe. Der Alkohol ermöglicht den Aufbau mit menschlicher Arbeitskraft.

Wir haben aber bei der Betrachtung der Arbeitsbedingungen, unter denen die Lohnarbeiter zu schaffen haben, noch Eines in Rechnung zu stellen, und das ist die damit ursächlich zusammenhängende Verkümmern der Familienverhältnisse. Wo der Mann beim emsigsten Fleiße, noch dazu wenn ihm jeder Tag die schreckliche Arbeitslosigkeit bringen kann, nicht genügend verdient, um sich und seine Angehörigen auskömmlich zu versorgen, da müssen eben Weib und Kinder mit verdienen — zum Schaden des Familienlebens. Sagt doch schon der alte bürgerliche Nationalökonom Roscher in seinen Ansichten der Volkswirtschaft: „Wie soll der Arbeiter ein Haus lieb haben, wenn er nicht den mindesten eigenen Komfort darin findet, Abends kein warmes Stübchen, Mittags kein Essen u., weil die Hausfrau den ganzen Tag über in der Fabrik sein muß?“ Ja, und wie soll er sich über das Fehlende hinwegtäuschen? so fragen wir weiter. Zu antworten brauchen wir wohl darauf nicht.

Der aufmerksame Leser wird schon aus Dem, was wir bisher auseinandergesetzt haben, die wichtige Lehre herausgefunden haben, daß die Alkoholfrage ihren bestimmten historischen und gesellschaftlichen Charakter hat. Und so ist es in der That. Wenn die Enthaltbarkeitsprediger und Wasserapostel unterschiedlos die Vorliebe der alten Germanen für „immer noch eins“ und das Alkoholbedürfnis der modernen Lohnarbeiterklasse zusammenwerfen, so beweisen sie dadurch nur, daß sie das Problem überhaupt in seiner Tiefe gar nicht erfaßt haben. Jedes Zeitalter hat seine eigene Alkoholfrage. Und so gewiß klimatische und Massenunterschiede dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen (soweit hat ja auch wohl der Hinweis auf die alten Germanen seine Berechtigung), so gewiß werden sie doch andererseits durch die wirtschaftlichen und sozialen Einflüsse entscheidend modifiziert. Wer das nicht begriffen hat, darf über die Dinge, die uns hier beschäftigen, überhaupt gar nicht mitreden, denn er wird immer wieder den völlig verkehrten und ganz aussichtslosen Versuch machen, mit allgemeinen Moralsprüchen zu operieren, wo es viel mehr darauf ankommt, den Ursachen einer genau zu umschreibenden Erscheinung nachzuspüren.

Haben wir im Vorhergehenden dargelegt, wieso es kommt, daß die moderne Lohnarbeiterschaft aus sehr bestimmten Gründen immer wieder zu alkoholischen Getränken greift, ja greifen muß, so wird uns doch wohl schon mancher Leser in Gedanken Opposition gemacht haben, indem er einwandte: „Ja, aber die Wohlhabenden trinken doch auch, manchmal sogar viel mehr, als die Arbeiter. Woher kommt denn nun das?“ Diesem sehr berechtigten und gewichtigen Einwande gedenken wir ganz und garnicht aus dem Wege zu gehen. Nur so im Vorbeigehen wollen wir aber gleich feststellen, was aus dem im vorigen Abschnitt Gesagten deutlich herausleuchtet, daß die Alkoholfrage der sogenannten, aber wirklich nur sogenannten „besseren Gesellschaft“ ein Ding für sich ist und mit dem Alkoholismus der arbeitenden Klassen sehr wenig zu thun hat. Die wichtigsten Gründe, die den Proletarier zur Schnapsflasche treiben:

die schlechte Ernährung, die Sehnsucht, das Elend wenigstens vorübergehend zu vergessen, ungünstige Arbeitsbedingungen, schlechte Häuslichkeit, Zerstörung des Familienlebens — Alles das kam für die Gutstürten, wenigstens für die gutstürte Klasse, nicht in Frage kommen. Dafür sind aber die Formen des geselligen Lebens, zumal in den höheren Schichten der europäischen Völker, fast unlässlich verknüpft mit dem Alkoholgenuß. Ursprünglich suchte man auch hier wohl nur die euphorischen Wirkungen des Alkohols zu bestimmten Gelegenheiten zu verwerten; aber das nahm dann bald den Charakter einer Sitte an, ja schließlich wurde der Genuß des Alkohols geradezu zum Zweck. In künstliche Regeln zwangte man die Art des Trinkens, zugleich darin ein willkommenes Mittel findend, den Mangel an Geist und Gemüth zu verdecken. Wenn die Hohlköpfe mit den Studentennützen auf dem Kopf oder in den wattirten Uniformen auf der Bierbank hocken, dann suchen sie ihren Stumpfsum durch gröhlenben Mundgesang zu verbergen und durch die massenhafte Vertilgung von Gerstensaft und Wein, aber — darin soll der besondere Witz liegen — nicht so in's Blinde hinein, sondern mit sorgfältigem Vor- und Nachtrinken, mit Zuprosten und Straußaufen, mit Bierjungen, -Päpsten und -Ozeanen und wie sonst die Chikanen noch alle heißen. Nirgends wird die geistige Verkommenheit und die gemüthliche Versumpfung eines großen Theiles unserer Bourgeoisie klarer, als in diesen lächerlichen und faden Trinksitten und Saufgebräuchen, in dem blöden Eimerlei ihrer wüsten Gelage, die, durch keinen Funken von Geist erhellt, das Hirn benebeln und den Körper krank machen. Der „Komment“ (sprich kommang, französisch; bedeutet eigentlich: „die Art, wie man trinken muß“) ist die Bibel unserer heutigen „Geistesaristokratie“, seine Kenntniß die unerlässliche Vorbedingung für jede höhere Karriere; die studentischen Corps stellen seine geweihte Priesterschaft dar, und aus den Corps wiederum rekrutieren sich die Kreise, die allmähig unser Volk in Grund und Boden hineinregieren würden, wenn ihrem Thun und Treiben nicht vom aufstrebenden Proletariate zum Glück starke Niegel vorgeschoben würden.

Mit dem kommentmäßigen Trinken hängt aufs Innigste die Werthschätzung des sogenannten trinkfesten Mannes zusammen. „Die Werthung der Konstitutionskraft nach der Quantität alkoholischer Getränke, die das betreffende Individuum zu vertilgen vermag, ist — so sagt der schon einmal erwähnte Grotzahn — besonders in unserem Vaterlande so sehr eingebürgert, daß sich kaum ein Deutscher oder eine Deutsche findet, die, ohne sich vielleicht darüber klar zu werden, nicht Denjenigen im Stillen für einen Schwächling hielte, der den Spiritosen gegenüber nicht die normale deutsche Leistungsfähigkeit entwickelt.“ Mangel an Geistes- und Herzensbildung, übertriebene Werthschätzung der äußerlichen Potenz oder Schneidigkeit, das ist es, was in den besser situirten Kreisen den Alkoholgenuß so außerordentlich gejeigert hat. Wer sich mit einem guten Buche nicht zu unterhalten vermag, wer zum „Genuß“ von Kunst und Wissenschaft nur durch die Furcht, „ungebildet“ zu erscheinen, gedrängt wird, wer Weiber und Pferdegeschichten, alberne Wige oder freche Joten der Plauderei am Kamii vorzieht, der fällt die qualmigen Wirthshäuser, in denen er laut kreischen, Tabak schmauchen und ausspucken kann.

Allerdings dürfen wir etwas Anderes auch nicht übersehen. Zahlreiche Angehörige der höheren sozialen Schichten: Beamte, Kommis, Gelehrte, Offiziere usw., sehen sich heute außer Stande, im normalen Alter eine Familie zu begründen. Das Wirthshaus muß ihnen das Heim ersetzen, und im Wirthshause müssen sie trinken, alkoholische Getränke konsumieren. Die Schäden der heutigen Wirthschaftsordnung und sozialen Gestaltung fallen auch auf die Herrschenden. Was sie mit klammernder Fähigkeit aufrecht zu erhalten und zu stützen sich bemühen, das wird ihnen selbst zum Fluche.

(Satzus folgt.)



# Der Herr Verwalter.

Erzählung von R. G. Dieffenbach.

I.

„Nun Ihr ist's. Wie wär's, Ihr Leut', wenn wir was essen thäten? Wahrhaftig, ich hab' einen Bärenhunger! Und mein Rückkreuz... ach, mein Rückkreuz!“

Die theils auf den Knien liegenden, theils mit tiefgebogenem Rücken eifrig die gelben und rosa-rothen Kartoffelknollen in die Körbe sammelnden Frauen richteten sich auf und wendeten die Köpfe nach dem Sprecher hinüber.

Auf den Stiel seines Karstes gestützt, steht der baumlange Anton da und hält sich mit der Rechten den Rücken, während der zweite Hader, der alte schwerhörige Philipp, immer noch in demselben gemächlichen Tempo die Finken des Karstes nieder-sausen läßt und Kartoffelbusch um Kartoffelbusch zwischen den auseinandergepreizten Beinen durch-schlenkelt, so daß ohne Ausnahme die Knollen fein säuberlich von Kraut und Wurzelfasern getrennt auf ein Häuflein zusammenrollen.

„Hört, Philipp, essen wollen wir!“ schreit ihm jetzt Anton in's Ohr und giebt ihm gleichzeitig, um des Alten Aufmerksamkeit mehr auf seine Stimme zu lenken, mit dem Stiele seines Geräthes einen gelinden Stoß in die Seite.

Der Alte blinzt auf. „No, no, woas soll dann das bedeire?“

„Daß wir essen wollen!“ schreit der Bursche noch einmal mit aller Stärke, deren seine Stimme fähig ist. Zur besseren Erläuterung macht er dabei noch unzweideutige Gesten mit der Hand.

„Ach so, wenn's das ist, da bin ich auch dabei,“ meint Philipp. Er stellt die Hade hin, giebt einem gefüllten Sack einen Stoß und setzt sich dann auf denselben, sofort sein gewichtiges Brotmesser aus der Tasche ziehend und die Klinge desselben an der Schuhsohle wepend.

Die drei Frauen und Anton folgen seinem Beispiel.

„So, da sitzen wir nun, jetzt laßt mal sehen, was Ihr Gutes habt... Den Etkorb her!“

„Ach ja, den Etkorb,“ erwidert die kleine Lene, ein achtzehnjähriges, hübsch gebautes und durchaus nicht kleines Mädchen. „Daß ich aber auch den habe vergessen können! Ihr Leut', fangt nur wieder an zu arbeiten, heut' ist Fasttag.“

„Wiejo?“ fragt Anton.

„Der Korb ist nicht da.“

„Nach keine dummen Wige, Kleine, wo soll er denn sonst sein, wenn nicht hier. Lang' mal hint den Korb her! Ach Herrjesse, wenn ich nicht bald was in den Leib kriege, jetzt's die ekligsten Magenkrämpfe.“ Also die Mutter Lenens.

„Ich kann nicht hexen; der Korb ist einmal nicht da.“

„Hast ihn vielleicht garnicht mitgebracht, Du vergessenes Ding?“ fragt Frau Luise mißtrauisch.

„Spaß bei Seite, Lene, sag', wie's aussieht. Ich habe einen Mordshunger und vom Dummheiten-machen werd' ich nicht satt.“ So der Anton.

„So sieht's,“ erzählt die Kleine. „Wie ich heute Morgen den Korb vom Schranke nehmen wollte, tritt der Verwalter hinzu und sagt: ‚Das Frühstück kriegt Ihr heute gebracht, wenn's Zeit ist. Sonst wird mehr gegessen, wie gearbeitet.‘ Wer also nicht warten will, bis wir das Futter gebracht kriegen, der brat' sich Erdäpfel oder laufe in den Hof und hol' sich's. Wollt's ihm aber nicht ge-rathen haben!“

„Bombensackerment, aber so etwas! Das ist mir ja in meinem ganzen Leben noch nicht passirt! Ei, da muß ja ein blaues Donnerwetter hinein-fahren! Sind wir denn Hunde?“ fährt Anton in die Höhe. „Was fällt denn dem Kerl ein? Wenn ich ihn eben da hätt' — in Stücke wollte ich ihn reißen!“

Er schüttelte die kräftigen Fäuste in jener Rich-tung, in welcher am Ende des Gesichtskreises ein

Weniges die rothen Ziegelbücher des Gutshofes über Baumwipfel emporragten. Die Frauen knurren dumpf und lassen sich nieder, um ihre Arbeit wieder auf-zunehmen. Lene springt auf, faßt den Erregten am Arm und raunt ihm in's Ohr: „Bist kein Kerl, Lator, bist keiner! Wenn ich Du wäre!“ Ihre Augen funkeln. „Eher würde ich zu den Wilden gehen, als daß ich mich von so nem Steckenförster stoßen und ruiniren ließe!“

Der Bursche läßt den Arm sinken. Seine wilde Erregung hat einem heimlichen Groll Platz gemacht.

„Du,“ sagt er gehobnt und runzelt die Stirn, „was hat er Dir denn gethan? Ich meine, er ist gegen Dich die Freundlichkeit selbst.“

Lene lacht leise und scharf. „Freilich ist er freundlicher zu mir als zu Euch Allen. Aber warum, he, ahnst Du's nicht?“

„Und ob,“ versetzt Anton trocken.

„Na, also, da brauch' ich Dir's eigentlich nicht zu sagen,“ meint das Mädchen, und ein verlegenes Lächeln fliegt über ihr frisches Gesicht.

„Und Du, wie siehst's mit Dir?“ fragt der Bursche hastig und packt die Arme des Mädchens hart an, als wollte er sie zermalmen.

„Laß' los, Du thust mir weh,“ sagt Lene. „Wie ich denke, das solltest Du nun eigentlich wissen. Ich mag ihn nicht leiden.“

Anton athmet auf. „Das wollt ich nur wissen. Dein Wort habe ich für mich, und das sag' ich Dir, lang' seh' ich dem frechen Gethue desselbigen nicht mehr mit zu und ich verzeih' mich an ihm.“

„Wie Du in die Woll' geräthst! Aber so wollt' ich Dich haben!“ flüstert Lene. „Du,“ fährt sie nach einer Weile zögernd fort — „ich weiß nicht, ob ich's sagen soll — na ja, Du sollst's wissen. Also: heut' Abend, hat er heut' früh zu mir gesagt, so um zehn Uhr herum, sollt' ich ihm die Thür aufmachen.“

„Was für eine Thür?“

„Unsere Hausthür, und hernach auch unsere Stubenthür, was denn sonst für eine? Und her-nachend vielleicht auch noch eine andere Thür. Ich kann mir's denken.“

„Der Himmelhund! Der Teufel holt ihn!“

„Pst, nicht so laut. Die dort reden die Hälse. Die Mutter winkt. Die hat auch schon die ganze Zeit her, scheint mir's, so Heimlichkeiten mit dem Gistmichel. Ich muß zu arbeiten anfangen. Heut' Abend — na, Du weißt's ja jetzt. Komm' um neun Uhr schon zu uns. Sernach darf auch er kommen. Dann wird er schon kuscheln.“

Kann hat sich das Mädchen neben seiner Mutter niedergelassen, so erscheint der Verwalter. Die Hosen hat er in die Stiefelschäfte gesteckt und in den be-handelschubten Händen trägt er einen Knotenstock. Ein junges Ding geht neben ihm her und bringt endlich den Etkorb.

„'s gräbt sich schwer heute, was?“ sagt er schnarrend. „In vier Stunden sechs Säcke! Das nenn' ich eine Leistung!“

„Wir haben unser Möglichstes geihan,“ ent-gegnet Anton. „Mehr wie schaffen kann kein Mensch.“

„Aber weniger, mein Bürschchen,“ versetzt der Verwalter spitz.

„Geht das auf mich?“

„Wißt Du's wissen?“

„Ich will's.“

„Nun denn, es geht auf Dich.“

„'s ist gut. Wir wollen essen,“ versetzt Anton darauf und stellt den Korb bei Seite.

Sie setzen sich Alle nieder. Der Verwalter wendet sich an Luise, die Mutter Lenens, der man den Spiznamen „alte Holländern“ zuge-dacht hat.

„Ich hab gehört, Euer Kleines wäre krank. Ist das wahr?“

„Ach Gott ja, Herr Verwalter, es ist sehr krank.“

„Wer pflegt's denn?“

„Die Anneväs guckt als einmal nach ihm,“ wimmert die Frau und wüch sich die Augen.

„Ich will Euch was sagen,“ meint der Ver-walter und setzt eine Gönnermiene auf. „Geht heim und kimmert Euch um das arme Ding. Ich ent-lasse Euch für so lang', als es nöthig ist.“

„Ach Gott, das ist gut von Euch; aber vom Nichtsthum kann man nicht leben.“

„Ich werde dafür sorgen, daß Ihr während dieser Zeit keinen Mangel leidet. Jetzt geht nur. Nehmt Euch noch Euer Theil vom Frühstück mit. Heute Abend seh' ich einmal nach.“

Dankend hastete „die Holländern“ davon.

Nach dem Frühstück stellt sich Anton kerkengerade vor den Verwalter und sagt: „So, jetzt hab' ich gegessen, was ich verdient habe. Mit leerem Magen wollt' ich nicht davon gehen; jetzt aber geh' ich. Mich unter Euch zu schuften, hab' ich satt. Denkt aber daran, daß wir Zwei noch einmal über kurz oder lang miteinander abrechnen. Adjes!“ Und er verließ den Aker. Der Verwalter, Herr Gottfried Gabelmann, lacht ihm höhniisch nach.

II.

Das kranke Kind der Holländern war ein drei-jährig Mädchen. Es wurde kurz nach dem Tode seines Vaters, der beim Rangiren ein Güterzuges zwischen zwei Puffer gerieth und todtegedrückt wurde, geboren. Es war ein schwaches, erbärmlich Wirm-chen gewesen, das kleine Pieschen, dem die Hebamme bei der Geburt keine acht Tage prophezeit hatte. Trotzdem blieb es am Leben und trotz der kümmer-lichen Pflege wurde es drei Jahre alt. Da herrschte eine Kinderkrankheit im Dorfe, eine Kinderkrankheit, die jedes lebenskräftige Kind gewöhnlich gut und bald zu überstehen pflegt; aber das arme Geschöpfchen der Holländern mußte dran glauben. Zwei Tage nach der oben geschilderten Szene starb es. Es gab kein großes Weinen und kein großes Trauern in dem Häuschen der Wittwe.

Die einzige Klage, welche die Holländern von sich gab, war die, daß durch die Krankheit und den Sterbefall eine Schuld von etlichen dreißig Mark entstanden war. Dreißig Mark — so viel giebt Mancher für ein Champagnerfrühstück aus, der Wittwe aber waren sie eine unerschwingliche Summe.

Da er schien der Ketzer in der Noth und zwar in der Gestalt des ehrenwerthen Gottfried Gabelmann.

„Ich will mal nach Euch sehen,“ sagte er, als er eines Abends in das Holländerhäuschen eintrat, „und wie Ihr Euch über den schweren Verlust, der Euch betroffen hat, hinweggeholfen hab't.“

Die Holländern stand gerade am Ofen und briet ein paar Kartoffeln, während Lene auf der Bank hinter dem Tisch saß, auf welchem ein Rapschen voll Ziegenkäse, ein Laib Brot und die dampfende Kaffee-kanne stand, und ein Messer an einem Wegstein abzog.

Gottfried Gabelmann blinzelte nach ihr hin und meinte, als ihm seitens der Mutter die stereotype Antwort: „'s geht, wie's unsereinem zu gehen pflegt,“ geworden war: „Na, Lene, für Dich hab' ich auch wieder was; Du kümtest Dir dabei ganz gut ein paar Mark verdienen. Du weißt, ich bezahl' nicht schlecht. Hier“ — er wickelte aus einem umfang-reichen Paket, das er unterm Arm getragen hatte, ein paar Kleidungsstücke — „habe ich ein Wamms. Die paar Löcher am Aermel kümtest Du stopfen; dem Rock hier darfst Du ein paar neue Taschen einsehen, das Zeug dazu hab' ich auch gleich mit-gebracht, und die Hemden — es sind drei Stück — kannst Du auch einmal nachsehen. 's wird Ver-schiedenes daran zu flicken sein. So, das wär' das. Nun hab' ich aber hier noch was. Geh' mal Obacht. Hier ist Garn und was dazu gehört, um ein paar Pantoffeln zu flicken. Du kannst ja damit umgehen, ich hab's neulich gesehen. Das ist recht! Mach' mir die Dinger gut — wenn ich sie heut über vier Wochen haben könnt' — so wär' mir das besonders angenehm. Ich will sie nämlich meinem Bruder, der als Oberförster im Schwarzwald sitzt, zum Geburtstag schenken. Wird der sich wundern,

\* Nun, nun, was soll denn das bedeuten?



wenn er von seinem Bruder Junggefell ein paar so hübsche Trütschen bekommt. Hahaha!"

Lene schaute zur Mutter hin. Die nickte ihr zu, was so viel hieß, als sie solle den Auftrag nicht abweisen. "Ich will's Euch machen," sagte das Mädchen, "aber das mit den Pantoffeln — ich weiß wirklich nicht, ob ich die fertig bringe."

"Mach' doch kein bynnes Zeug, Lene," rief etwas barsch vom Ofen her die Mutter. "Hast ja schon mehr so Sachen gemacht und Du weißt, jezt wo der Winter angeht und wir so viel zu bezahlen haben, können wir den Verdienst gut brauchen und dürfen nichts von der Hand weisen. Ach, Herr Verwalter, Sie glauben garnicht, wie's uns jezt geht! das' Lieschen" — sie drückt die Schürze vor

die Augen und weinte — „hat uns, so lang's gelebt hat, viel Geld gekostet, 's ging aber immer noch, denn man konnte Alles so unter der Hand herbeischaffen, aber jezt — jezt ist's wie zum Verrücktwerden. Heut' war wieder der Schreiner da und wollte seine zwanzig Mark für das Sörgelchen haben. Der Todtengräber war auch da, der Doktor und der Apotheker haben ihre Rechnungen geschickt — und wir haben keinen rothen Pfennig im Haus!"

"Drum eben," sagte Herr Gabelmann. "Hier," er öffnete sein Portemonnaie und legte ein Geldstück geräuschvoll auf den Tisch unmittelbar vor das Mädchen, „sind dreißig Mark im Voraus. Seid Ihr sonst nach meinem Geschmack" — dabei warf er einen raschen, scharfen Blick nach der Holländern —

„so soll mir's auf ein paar weitere Mark auch noch nicht ankommen."

„s wird sich schon machen, Herr Verwalter," sagte die Alte und hüftelte, während sie zum Tisch schritt und das Geld, das Lene von sich abgehoben hatte, begierig betrachtete. „Aber, Herr Verwalter, ich meine, Ihr thut doch ein bißchen zu viel. Das ist ja mehr, als man annehmen darf. Das kann die Lene ja nimmer verdienen."

„Ja, das ist viel zu viel," versetzte nun auch das Mädchen und erhob sich. „Das können wir nicht annehmen. Steckt's wieder ein, Herr Verwalter, ich bitt' Euch. Wenn ich's verdient hab', dann will ich's herzlich gern nehmen, eher aber nicht."

(Fortsetzung folgt.)



**Zur Erntezeit.** Der schlimmste Theil der Arbeit ist gethan. Tage ununterbrochener Mähen vom grauen Morgen bis in die sinkende Nacht, in der Bluthize auf ausgedehntem Felde, sind vorüber. In weitem Umkreise, bis zu dem fernen Horizont liegen die Felder abgeerntet und kahl. Der letzte Wagen fehlt noch, auf dem schon hoch aufgetürmt das Getreide liegt; die wenigen Garben und die verstreuten Lehren noch einsammeln — dann ist es vorbei. Jezt können sie schon einen Augenblick länger der Ruhe pflegen, die sich vorher kaum die Zeit nehmen durften, ein paar Bissen zum Munde zu führen. Die hinten am Erntewagen werfen schnell noch die letzten Garben hinauf, während die Drei im Vordergrunde sich schon gelagert haben. Auch das alte Mütterchen mußte in diesen Tagen mit den Männern und Mägden hinaus. Das in dem großen Topfe mitgebrachte Mittagessen ist schon verzehrt, behaglich streckt sich die frische Dien, und der Mann greift zur kurzen Pfeife. Zur Feier des Tages giebt es sogar einen Trunk Bier. . . . Fast scheint es, als ob es hohe Zeit gewesen, daß die Ernte unter Dach und Fach kam. Am Himmel, von dessen lichtigem Blau die Sonne bis jezt ungehindert herniederseigte, sammelt sich leichtes Gewölk, das bald zur schweren Wetterwolke werden kann. Die erschöpfte Erde dürstet nach erfrischem Regen. —

**Der zentralafrikanische Urwald.** Den Ufern des Aruwimi entlang erhält man einen besseren Begriff von der tropischen Vegetation, als in irgend einem anderen Theile von Afrika außerhalb der östlichen Hälfte des Kongobeckens. Die Ufer sind meist niedrig, obwohl Niemand ihre Höhe errathen könnte wegen der hohen Becken von Schlingengewächsen, die jeden Zoll des Erdbodens vom Rande des Wassers an manchen Stellen bis zur Höhe von 15 Metern bedecken, während unmittelbar dahinter der schwarzgrüne Wald bis zur gewaltigen Höhe von 45—60 Metern über dem Flusse aufrichtet. Das Aussehen der Ufer ist jedoch ein sehr mannigfaltiges. Die verlassensten Stellen, wo menschliche Wohnstätten gestanden haben, besitzen ihr besonderes, eigenthümlich wildes Aussehen, ebenso wie der jungfräuliche Wald und die sonstige Pflanzenbede, die je nach dem veränderten Boden eine andere ist.

Kürzlich verlassene Lichtungen zeigen außer einer ungeheuren Dichtigkeit der Vegetation Stellen mit prachtvollen Blumen, über welche sich vielleicht etliche Bäume mit Wästen von dicken, glänzenden Blättern und einer reichen Menge blutrother Blüten erheben, deren Blätter in ganzen Wolken auf ein undurchdringliches Dicht der hülfentragenden Ranken der Schlingengewächse und Büsche gefallen sind und einen starken Kontrast gegen deren hellpurpurrothe, gelbe oder weiße Blüten bilden. Das Anonnum hat schneeweiße, bläuliche eingefaltete Blütenfelde; eine wilde Rebe hat die Farbe des hellen Purpurs, ein Schlinggewächs mit gefiederten Blättern, das jedoch zur Zeit ohne Blüten war, besitzt tiefbraunes Blattwerk, der Pfefferstrauch mit seinen rothen Schoten und der wilde Mangobaum erregen durch die Myriaden der perlartigen kleinen Blüten Aufmerksamkeit, und eine Mäzie mit ihren schneeweißen Knospen und eine Mimose mit ihren süßduftenden gelben Blüten verbreiten einen überwältigenden Geruch. Die verschiedenen Schattierungen des Grüns entstehen durch die Farn, die sperrigen Halme des Schwertgrases, eine junge Cespalmie oder die nüglichen breiten Blätter des Phrynium. Ein junger Feigenbaum mit silberglänzendem Stamm und breitem Geäst vermischt seine Blätter mit den zarten Blättern der Sinnpflanze und der Rotangpalme, und am Boden ist eine Menge von Nesseln und Pflanzen mit nesselartigen Blättern und Stengeln, um eine Masse von Vegetation herzustellen, die ebenso seltsam wie hübsch ist. Vielleicht ist die Grundlage der ganzen verworrenen und ununterscheidbaren Pflanzenmasse und des undurchdringlichen Wälders von Grün und Schönheit ein alter Baumstamm, vor langer Zeit gestürzt, rasch verfallend, schwarz von

Schimmel, dünn mit Humus, dicht mit schwammartigen Parasiten bedekt, und in jeder Ritze und Spalte und jedem Nisch alle Arten unerzähllicher Insekten beherbergend, von der winzig kleinen Ameise bis zum schwarzen Tausendfüß und Riesentäfer.

Weiterhin sehen wir etwas Anderes. Zahllose riesenhafte Bäume wachsen, bis dicht an den Rand des Ufers gedrängt, bis zu 15 Meter horizontal über den Fluß hinaus. Unter ihrem Schatten würden 100 Kanoes Schutz vor der glühenden Sonne finden. Das Holz ist gelb und so hart wie Eisen, und wollte man einen von diesen Bäumen fällen, so würde man einen ganzen Vorrath von amerikanischen Negten gebrauchen. Sie tragen Wästel von Früchten, die in unreifem Zustande grauröthlich sind und später schönen Damascenerpflaumen gleichen. Andere Bäume derselben Gattung haben Früchte, wie unreife Datteln, doch sind beide Früchte nicht essbar.

Diese weit sich ausbreitenden Bäume bilden den Lieblingsaufenthalt der schwarzen Wespen, die an denselben ihre Hängeneister bauen. Von außen sehen die letzteren wie phantastisch zugeschnittene braune Papierdüten oder wie eine Reihe von übereinander befestigten Däuten aus, mit Franzen und Verzierungen, ähnlich wie der Papierschmuck, den man zur Sommerzeit in englischen Wohnungen zur Bedeckung der Kaminstoße benutzt.

Wir gingen solchen Bäumen ehrfurchtsvoll aus dem Wege, und wenn kein solches Schreckniß, wie ein großes Wespennest, in der Nähe war, dann konnten wir behaglich ruhen und den Wald mit Ruhe untersuchen. Zuerst sieht man außer zahllosen grauen Säulen Tausende von herabhängenden zarten Fäden und wogenden Linien, Schlingen, Festons, gebaute Gruppen und breite Strecken von Grau, vermischt in mehr als gesuchter Unordnung mit dem dunkelsten, tiefsten Grün und nur erhellt von den feuchten breiten Blättern, welche die vereinzelt Sonnenstrahlen und Sonnenblide widerspiegeln, und einem magischen, beständig wechselnden und spielenden gedämpften Licht, tiefe düstere Zwischenräume, mit denen die grauen Stämme der Bäume, die silberglänzenden Neb-n der Parasiten und das phantastische Zillgrün der grauen Rankenstengel kontrastiren. Wenn man das Ganze näher besichtigt, erblickt das Auge verschiedene hochgroße Flecken der Phryniumbeeren, rothe Fruchtknoten des Anonnum, eine äußere Verbindung von braunen Blättern, den weißen Hut eines aus dem losen Schaft der zarten Farn hervorspringenden Pilzes, kleine schneige, harte Schwämme, die wie Entenmuscheln an einem runzeligen Baumstamme haften, das helle Grün der Orchideenblätter, die graue grüne Fläche der hängenden Blätter einer elefantentohrigen Pflanze, einen Ueberzug von Moos, höckerartige Auswüchse an den Bäumen, welche Gummithränen ausschütten und von Ameisen schwärmen, lange peitschenartige Rotangranken, sich krümmende und brechende Lianen und grobe schlangenartige Winden, welche sich in den verworrenen Galerien der tiefen Schatten ein- und ausschlangeln und triumphirend hoch oben erheben, mit ihrem Gewicht die Zweige belasten und hier sich aufrollen, dort Schlingen bilden und dann in unendlichen Längen aus Sicht verschwinden. . . .

So weit die Schilderung, die Henry M. Stanley in seinem Buche „Im dunkelsten Afrika" (Leipzig, F. A. Brockhaus) von dem Urwalde im Inneren Afrikas entwirft. Unsere Leser werden sich der Beschreibung entsinnen, die Franz Thonner von dem Urwald gegeben hat (Nr. 22). Wenn wir die nun bald zehn Jahre ältere von Stanley hierherlegen, so geschieht dies, weil es von Interesse ist, die beiden Darstellungen miteinander zu vergleichen. Dort der Gelehrte, der getreulich berichtet, was er gesehen, hier der Schriftsteller, der seinen Lesern ein Bild des von ihm Geschauten vor Augen stellen will. —

**Nasenformen und Geruchsvermögen.** So unzählbar wie die Formvariationen der Blätter einer Baumart trotz vielfacher Ähnlichkeit im Ganzen, gerade so unzählbar sind die Formen der Nasen in den Völkern und den

Individuen der einzelnen Rasse. Durch die erhabene Stellung im Mittelpunkt des Gesichtes werden wir schon darauf hingewiesen, daß Mutter Natur diesem Gesichtsvorsprung eine hohe Rangstufe für's Leben zugebracht hat. Von der „griechischen" Nase, deren Rücken ohne Ein- und Ausbüg in einer Flucht mit der Stirnebene hinläuft, der „Abelnase" mit gekrümmtem Rücken und gerader Spitze, der „Nabisnase" mit krummem Rücken und herabgekrümmter Spitze bis zu der „Stumpfnase" und jenem Nasenrest, der fast nur noch Nasenlöcher zeigt, kommen alle nur denkbaren Zwischenstufen und Kombinationen vor.

Wie entsteht das Riechen? Die knöchernen Nasenhöhle wird durch die knorpelige und nach innen knöcherne Nasensecheidewand in zwei gleiche Hälften getheilt und öffnet sich nach hinten über dem weichen Gaumen (Käpfchen). Beide Höhlen sind mit gelblich gefärbter, nervenreicher Riechschleimhaut ausgekleidet. Die Riechzellen liegen in den Endigungen der Riechnerven. Der Geruchsapparat ist also weit einfacher als der Seh- und Hörapparat konstruirt, und doch leistet er Enormes. Jeder organische Körper, auch das Erdbreich, hat seinen bestimmten, ihm eigenthümlichen Geruch, durch den er sich im Leben von allen anderen unterscheidet; nach dem Tode treten noch andere auf. In ein tüchtig durchlüftetes Zimmer bringen wir eine todtie Maus, deren Gewicht genau durch die Goldwaage bestimmt wurde. Thüren und Fenster werden dicht verschlossen, und in den nächsten Tagen, zumal im Sommer, riechen wir sie überall im Zimmer. Das Gewicht ist genau dasselbe, und doch erfüllen unendlich kleine Theilchen von ihr abgelöst das Zimmer. Auch die lebende Maus, die von Fuchs oder Mäje auf Entfernungen hin gerochen wird, umgiebt solche unfaßbare, zu ihr gehörende Atmosphäre, desgleichen solche Menschen, den kein Hund aus vielen anderen herausfindet, die auf dem Bürgersteige einer belebten Straße promeniren. Der Bürgersteig ist ja unsichtbar erfüllt von den verschiedensten Gerüchen von Menschen und Thieren, der Hund aber erkennt genau am Geruche seinen Herrn. In zoologischen Gärten, in schlecht ventilirten Räumen riechen wir auch die Atmosphäre unserer Umgebung, manche stärker, andere weniger. Je dünner die Luft in der Höhe der Gebirge wird, um so weniger wahrnehmbar wird die Ausbünstung von Thier und Mensch. Ein Hund wittert dort ein im Grase gelegtes Feldhuhn kaum auf fünf Schritte. Gebirgsbewohner schenken sich in solchen Höhen nicht durch ihren feinen Geruch, sondern durch ihr scharfes Gesicht. Wie fein die Geruchsnerven der Menschen und Thiere sind, wie unendlich klein die Atome, welche die Nervendenen wahrnehmen und zum Bewußtsein bringen, dafür noch ein paar Beispiele aus der Chemie, die zugleich beweisen, daß unsere Geruchschleimhaut das empfindlichste chemische Reagens ist, das man überhaupt kennt. Oft reichen die geringsten Quantitäten eines Stoffes hin, um sich unserer Geruchssinne wahrnehmbar zu machen. Ein solcher Stoff ist zum Beispiel das Mercaptan, eine schwefelhaltige Kohlenwasserstoffverbindung von widerlich ekelhaftem Geruche, oder das Chlorphenol, das durch Einwirkung von Chlor auf Carbonsäure entsteht. Wenn nun von dem letzteren nur 230 000 000stel Milligramm, vom ersteren sogar nur 23 000 000 000stel Milligramm in einem Kubikcentimeter Luft enthalten sind, so nehmen wir sie durch unsere Nase noch wahr. Aber für unser Auge ist mit Zubüßnahme der Spektalanalyse der kleinste bemerkbare Theil eines Körpers ein 1 400 000stel Milligramm Natrium; dieses Theilchen ist aber noch immer 300 Mal größer als der kleinste geruchserweckende Theil von Mercaptan. Wie nun unter den anderen Sinnen in Betreff der Feinheit der Wahrnehmung die größten Unterschiede obwalten, so auch beim Geruchsvermögen verschiedener Individuen; manche riechen Manufaktur noch in einer Mischung von 1 Gramm auf 2000 Kilogramm. —

B. L.

Nachdruck des Inhalts verboten!